Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 208 (1929)

Artikel: "Je kürzer desto lieber!" : eine fröhliche Weihnachtsgeschichte aus einer glücklicheren und nahrhafteren Zeit

Autor: Birnstiel, J.G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374821

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Je kürzer desto lieber!“

Eine fröhliche Weihnachtsgeschichte aus einer glücklicheren und nahrhafteren Zeit. Erzählt von **J. G. Birnstiel.**

Im Landstädtchen Kurzenbach war ein Bürgerheim. Früher sagte man Armenhaus. Das war aber ein häßliches Wort. In diesem Heim war es nicht immer heimelig. Natürlich! Wo so viel Menschenleid beieinander auf einem Haufen liegt, wo jeder seinen eigenen Kopf hat — und was für einen Kopf mitunter! — und wo mancher möglichst weit seine Ellbogen ausspreiten will, ohne auf irgend einen Nebenmann zu achten.

Doch des Jahres mindestens einmal sollte auch in diesem Hause alles auf einen heiteren Ton gestimmt sein. Nämlich am Weihnachtsabend. Da gab es jeweils eine Feier, bei welcher der Herr Dekan eine Ansprache hielt und zu der auch viele Leute aus dem Städtchen als Teilnehmer kamen. Nicht aus Neugier. Gott bewahre! Aus purer achtzehnkarätiger Nächstenliebe.

Weil des Lebens ungetrübte Freude ein wunderseltenes Ding auf Erden ist, so fiel aber leider doch dann und wann ein kleiner Schatten sogar auf diese Feier. Die Hauptsache beim Fest war jeweils der Moment, wo die Tür aufging und die Anstaltsmutter eine mächtige Platte voll Würste, die von mehr als gewöhnlicher Lebensgröße waren, hereintrug. Diesen großen Moment ersehnten stets am Weihnachtsabend die Bürger des Heims so sehr, daß ihnen die lange Rede des Herrn Dekan fast wie eine Mauer vorkam, die zuerst noch mühsam zu übersteigen war, bevor man ins eigentliche Heiligtum der Freude kam.

Es ist daher recht begreiflich, daß die gute Anstaltsmutter, die in der Küche zwischen siedenden und brodelnden Pfannen stand, und die Ungeduld ihrer lieben alten Kindlein kannte, fast Blut schwitzte, wenn der Befehl zum Auftragen des Essens gar lange auf sich warten ließ.

Und der Herr Dekan war eigentlich ein bißchen mit dran schuld, daß ihn einmal, bevor er zu reden anfing, die alte Heimlerin Lisabeth an beiden Rockschößen nahm und ihn inbrünstig anflehte: „Gellid Herr Tekaan, Ihr machets e chli chorz, so chömet mr au bald zor Woorscht!“

Weil nun der gute Herr Dekan schon hoch in Jahren stand und um Weihnachten herum etwelche Entlastung nötig hatte, so ließ er einen Vikar aus der Stadt kommen. Der war noch sehr jung und daneben unheimlich gescheidt, was er übrigens selber am besten wußte. Dem übertrug der alte Herr nun die Aufgabe, die Ansprache im Bürgerheim zu halten.

Und der Herr Vikar freute sich königlich; denn er dachte: „An einem solchen Ort ists gut und leicht zu predigen; denn die geplagten Männlein und Weiblein, die diese erbärmliche Welt satt haben, die werden einen solchen Hunger nach geistlicher Speise in sich spüren, daß sie von meiner Verkündung kaum genug bekommen können. „Predige uns nur so lange du kannst“, werden sie im Stillen zu sich sagen, „je länger desto lieber“. Ja, wahrhaftig, da darf man sich im Reden schon ein wenig gehen lassen und kann aus dem Vollen schöpfen. Hm, ja — natürlich!“

So kalkulierte der junge Mann und war umso erzürnter, als tags zuvor bei einer Besprechung im Heim, der Anstaltsvater, den sie im ganzen Haus nur „dä Vatter“ nannten, ihm bemerkte: „Machet Sie's denn no chorz, Herr Pfarrer — je chörzer, desto liäber!“

„Jemineeh — so ein Mensch!“ dachte der Kandidat, und spielte ein Weilchen die beleidigte Leberwurst. „Der Mensch mag ja ganz tüchtig sein, wenn es gilt den Garten umzustechen, die Wiese zu misten, die Haushaltungsrechnung zu machen oder einen Querkopf Mores zu lehren, ein ganz patenter Kerl mag er in seinem Fache sein, aber von geistlichen Dingen wird er wohl — pardon — so viel verstehn, wie eine Kuh von einer Muskatnuß!“

Jetzt war der festliche Abend da. An einem langen, schon gedeckten Tische saßen die Heimler, an der obern Tischhälfte die Männer, und an der untern die Frauen. In der Mitte des Saales stand ein kleines Podium mit einem Pültlein für den Redner. In der noch übrigen Hälfte des Raumes klebten aneinander, wie die stillen Bewohner einer Häringsschachtel, die Besucher aus dem Städtchen.

Draußen in der Küche pfurrte hochroten Kopfes die Anstaltsmutter hin und her. Ein Geruch von Sauerkraut, von „Schwhnigem“ und von Schüblingen erfüllte alles. Die Mutter aber machte Augen, als drohe sie mit den schwersten Höllenstrafen jedem, der sich erdreiste, unnützermaßen in die Küche zu kommen oder die Tür derselben nicht schnell zu schließen. „Das fehlte bigost“, brummte sie vor sich hin, „daß denen, die sich sonst fast nicht bändigen können vor hungriger Ungeduld, der Wurstgeruch noch extra wie mit Feuerkübeln und auf Leitern in die geblähten Nasenlöcher getragen werde!“

Als die Feier begann, stellte sich der „Vatter“ mit seinem breiten Rücken gegen die Tür, um niemand mehr herein zu lassen, keinen Menschen und nicht den Schatten eines Küchenduftes.

Mit gehobener Stimme fing der Herr Vikar an und gab zu verstehen, daß er vorhabe, zunächst von der Weihnachts f r e u d e zu reden, dann vom F r i e d e n auf Erden und zuletzt von der L i e b e.

Recht schön war, wie er von den singenden Engeln, den fröhlichen Hirten und den glücklichen Königen aus dem Morgenland erzählte, und dann so warm vom Recht aller Menschen, besonders auch der Armen, an der allgemeinen Weihnachtsfreude. Fatal war aber, daß die alte „Urschel“, als just der Kandidat am besten dran war, aufeinmal den Kopf auf den Tisch legte und zu heulen anfing, als ob sie der Caro wäre, der doch mäuschenstill am Ofen saß. Dieses Manöver machte sie nämlich jedes Jahr beim

Weihnachtsfest. Die einen sagten, sie heule gewöhnlich dann, wenn es ihr um und um am wöhlsten sei. Andere meinten, sie tue es aus Meisterlosigkeit, und die dritten waren der Ansicht, es geschehe aus lauter Täubi, weil sie am gedeckten Tische sitzend und wartend einem Hündlein gleiche, dem man eine Wurst vorhalte, nach der es doch nicht schnappen dürfe.

Item — es war einfach eine peinliche Sache, daß mitten in die Verkündung der Freude gerade dieses Heulen kam. Aber der Herr Vikar dachte wohl als guter Philosoph, es sei in der Welt nun einmal so, daß Schmerzenstöne in alle Freude fahren, und dann schmeichelte es ihm doch auch ein wenig, daß sein Wort von so mächtiger Wirkung auf eine arme Seele war! Er ließ sich also im Ausmalen der Freude erst recht gehen und machte sich nichts daraus, daß der vierzigjährige Friedli, der bis in sein Alter ein Kindskopf geblieben war, immer mit seiner Uhr spielte, die er sich durch fleißiges Mistsammeln auf der Straße erworben hatte, und daß der alte Kohler, der mitunter fürchterliche „Zörne" hatte, jetzt die Friedlichkeit selber war, und gähnte, wie in Daniels Löwengrube einer jener Leuen, die wohl das Maul aufsperren, aber niemand verschlucken durften.

Der gelehrte Herr Kandidat schwebte in höheren Sphären und wurde dieser jämmerlichen Welt erst wieder gewahr, als er schon vom Frieden auf Erden sprach und ein eigentümlich grollendes Knurren in seiner Nähe hörte. Außen an der Tür kratzte nämlich beständig das Hündchen eines unter den Zuschauern weilenden Festbesuchers, was der alte, am Ofen liegende Anstaltshund so entsetzlich unpassend fand, daß er vorläufig mit verstecktem Brummen protestierte. Auf einmal aber legte draußen das hitzige Rücheli los, und der Caro dachte: „Mag der Herr da oben noch so rührend schön vom Frieden reden, es kann kein Mensch im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!" Mit einem einzigen, aus tiefstem Baß heraufgeholten „Wau!" gebot er Schweigen. Das Rücheli aber replizierte mit überschnappendem, giftigem Weiberstimmlein ein zwanzigsilbiges „Wüwüwüwü — wü!!"

Der Herr Vikar hielt sich krampfhaft am Pültlein fest, indes der Schweiß ihm auf der Stirne perlte. Zwar versagte seine Redemühle nicht, aber um die Weihe des Momentes war's geschehen, und gut war es nicht, daß eben jetzt ein vom Vater ausgesandter Ordnungswächter die Tür aufmachte, um das Bezgerlein an die Luft zu setzen. Nein — das war nicht gut; denn was nun da hereinkam vom Gang und der Küche her, das wirkte so auf Riechnerven, Speicheldrüsen und Gemüter der meisten, die am gedeckten Tisch saßen, daß ihnen das Stillsitzen und Aufpassen fast so schwer erschien, wie einem Appenzellermädchen das Ruhigbleiben mit den Füßen, wenn Geige und Hackbrett einen Walzer spielen.

Als allmählich die Stille wieder zur Herrschaft gekommen war und der Herr Vikar sich rüstete, den letzten und größten Teil seiner Ansprache noch zu einem feurigen Hymnus auf die Liebe zu gestalten, da erfüllte sich leider, was so oft im Leben zutrifft, daß wenn das Mißgeschick einmal die Oberhand hat, überhaupt alles „wie verhäxet ist", und daß eine Widerwärtigkeit der andern ruft, ja, daß gewöhnlich das zweite Pech noch schlimmer ist als das erste und das dritte verflixter als das zweite!

Allen Respekt vor dem Herrn Vikari! Er war gewiß ein recht seriöser Mann und meinte es seelengut. Und die Ruhigen und Ernsten unter den Bürgerheimlern waren des besten Willens, ihm bis ans Ende tapfer „abzulosen", aber, was konnten er und sie dafür, daß im dichten Haufen der Festbesucher plötzlich ein bleichsüchtiges Jüngferlein ein Gesicht bekam wie eine Gipswand, einknickte, und gleich einem vollen Mehlsack auf den Boden fiel, weil das lange Stehen, die Hitze und der Dunst im Raum ihr zu mächtig geworden waren?

Rasch sprang der Vater herzu, brachte die Ohnmächtige auf einen Stuhl und tat ein Fenster auf, daß frische Winterluft ihre Wunder tue. Jeder hatte nur noch Auge und Ohr für das wiedererwachende Menschenkind — und so schwieg auch der Vikari.

Draußen im Gang aber hatte die Mutter ganz sachte das Ohr an die Tür gehalten und gelauscht, ob endlich die Feier da drinnen dem End' zuneige. Und, weil sie denn kein Tönlein mehr vernahm, und auch keine predigende Stimme mehr, so schloß sie, der Herr Kandidat werde richtig den Rank zum Amen gefunden haben. „Gott Lob und Dank — noch recht beizeiten!"

Und so geschah denn jetzt das Unerhörte: Mit einem Ruck flog die Tür des Saales auf, und — herein kam, von den Händen der gütigen Mutter getragen, ein wandernder Berg von ellenlangen, dicken Würsten, hintendrein ein Mädchen mit einer Platte voll Sauerkraut, aus dem die saftigen Rippli guckten, und dann nocheinmal eine gütige Fee mit einer bauchigen, von „Herdöpfelsalat" gefüllten Riesenschüssel!

Hei! Was fuhr jetzt für ein Leben in die Bürgerheimler! Keine Feder kann's beschreiben. Das Gemurmel der Pfingstjünger, die alle aufeinmal in allen Sprachen geredet haben, mag ein Kinderspiel dagegen gewesen sein. Dazu kam das Klirren von Gläsern und Tellern, das Musizieren mit Löffeln, Gabeln und Messern, das Geräusch schmatzender Lippen und schnalzender Zungen, ein Kichern, Lachen und Schreien ohne Ende. Dazu das Stampfen und Schwatzen der Festgäste, deren eine blieben, während die andern gingen.

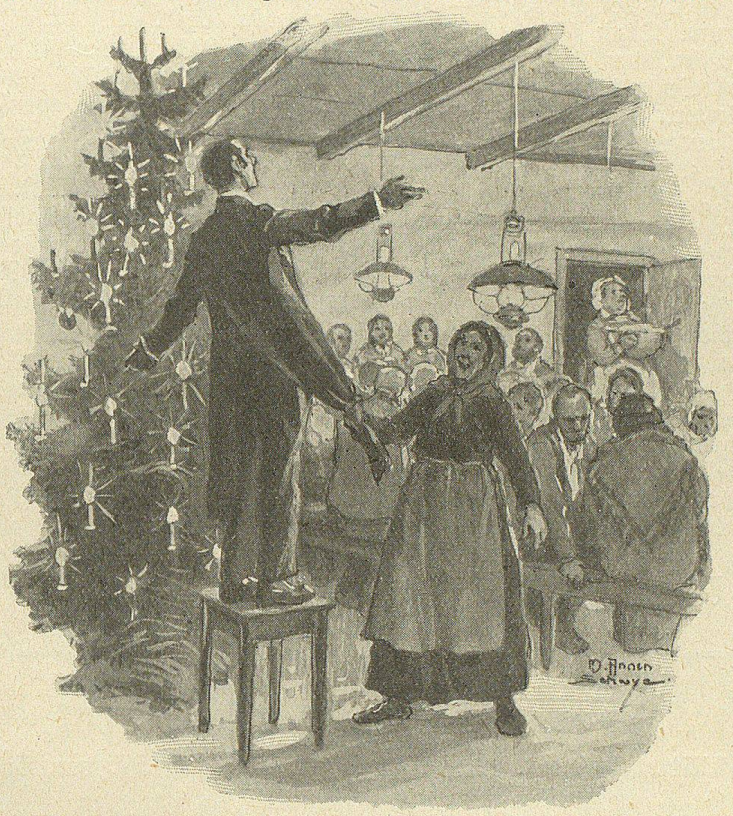
Der Herr Vikar war einfach starr und schaute ins Getümmel mit Entsetzen. Wohl setzte er einübers anderemal noch an zum Reden und schnappte wie ein Hecht, der auf den Sand geraten ist. Doch, da war Hopfen und Malz verloren. Niemand sah und hörte mehr auf ihn. Auch Vater und Mutter gingen völlig in der Arbeit auf.

Da seufzte der Arme schwer, stieg von seinem Piedestal herab, machte einen Trotzkopf und stellte sich an ein Fenster, sinnend, ob er nicht verduften, respektive auf französische Art sich empfehlen solle. Die frische Luft aber, die er auf einen Augenblick

hereinließ, gab ihm Ruhe und Vernunft zurück, und über allerlei Erwägungen kam ihm der Gedanke: „Dich trifft keine Schuld! Wäre das Essen zuerst gekommen, so stände alles anders. Solange eben der Magen knurrt, mag des besten Menschen Ohr nicht hören und wenn ein Engel vom Himmel käme! Wer weiß, ob nicht.. wenn ich jetzt das Wort ergriffe.."

Wie er so spann und sann, da zupfte ihn ein Fraueli sanft am Aermel, und ein altes Stimmlein riß ihn aus seinen Träumen: „Chönd doch e chli züenis, Herr Pfarrer — Ihr hendis jo prediget vo dr Freud! He nun — bigost — so göhnd mit'm Bispiel vora und sind e chli loschtig!"

Der Vikar wußte nicht wie ihm geschah. Kaum gedacht drehte es ihn im Wirbel allgemeiner Freude. Die rote Vreene, die eben ihren einzigen Zahn im Wein gebadet hatte, streckte ihm zum „Bscheidtun das Glas entgegen. Die Urschel packte ihn bei den Händen, der böse Kohler, der sonst so oft seinen schrecklichen „Koller" hatte, nickte ihm zu wie einer Braut, der Friedeli präsentierte ihm seine berühmte Uhr, die taubstumme Leene, die das ganze Jahr das Haus mit bellendem Husten erfüllte, lachte ganz überstellig aus völlig hustenloser Kehle, selbst der schwermütige Christian, der immer tiefsinnige Traumbücher las und das Weltende stets in nächster Nähe glaubte, war das reinste Sönnchen, und daneben glänzten und leuchteten, wie Sterne und Möndchen die Gesichter so vieler stiller und vergrämter Greise und Matronen, die längst das Lachen verlernt zu haben schienen.



Ueberhaupt — rundum nichts als Friede und Freude! „Also ist mein Wort doch nicht umsonst gewesen", dachte der Herr Vikar, „und wenn ich nun erst noch den Abschnitt von der Liebe..."

Noch hatte er den Satz nicht ganz zu Ende gedacht, so überraschte ihn ein allgemeines, aus tiefsten und höchsten Stimmen kommendes „Dooh" und „Uuuh" und „Aaah". Der Christbaum, eben hereingebracht, erstrahlte in wunderbarer Pracht, und wer Augen hatte zu sehen, der sah, bewunderte, staunte, träumte von längst vergangener, schönerer Zeit. Nun war wirklich kein Wölklein mehr am Himmel. Freude, Friede und Liebe waren leibhaftig da, ganz wie der Herr Kandidat sie hochgepriesen. Wahrhaftig — sie waren da und bedurften zu ihrem Lob und ihrem Leben keines Wortes mehr.

Der Herr Vikar war anderer Meinung. „Jetzt oder nie!" dachte er und sann, wie er die versunkene Glocke, d. h. den unverkündeten dritten Teil seiner Predigt am Ende doch noch hebe. Er sah neben dem Christbaum einen hochbeinigen Stuhl, stieg empor, als sei es ihm um nichts zu tun als bloß die obersten, noch nicht brennenden Kerzen im Wipfel des Baumes anzuzünden.

Wie er aber so dastand und leuchtete, schön, gleich dem Propheten, bevor er im feurigen Wagen zum Himmel fuhr, da kam die Lisabeth, die dem Wein ein bißchen fleißig zugesprochen, eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem schönen Jüngling an. Und weil sie ja schon einmal die Ehrfurcht vor den Rockschößen eines geistlichen Herrn gewissenlos beiseite gelegt, so hängte sie sich jetzt an des Herrn Vikaris lange „Fäkten" und zog ihn mit zärtlichen Worten und mit zähen Händen von seinem Gestell hernieder.

Nun griff aber der schneidige Hausvater ein. Die Wellen der Lustigkeit gingen ihm zu hoch und drohten zu überborden. Auch lag ihm daran, die Würde des Herrn Vikars zu schützen.

„So — ihr Lüt!" rief er und gab sich Mühe, in seine sonst so räße Stimme etwas Musik zu bringen. „Jetz machet mr denn Fyrobed. Mr hend e prächtigs Festli gha, und danket am Herr Vikari und alle Gäste. Und dem Liäbgott, der is 's Johr dör g'segnet ond b'hüetet het, danket mr am allermeiste. Hemmer alli Johr am Schluß vo dem Fest e Liedli gsunge, so tüemers denn au hüt! De Herr Vikar stimmt sicher för is a!" So geschah's und binnen kurzem hallte durch den Raum das alte: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen". Der junge Herr sang mit seiner schönen Stimme für sieben, wie man so sagt, und die Augen der Heimler und besonders der Heimlerinnen hingen so an ihm, daß ihm ganz warm unterm Brusttuch wurde und er nun doch als ein Glücklicher seines Weges zog.

Am andern Morgen fand der Vater bei einem Gang durch den Saal auf dem Pültlein eine Menge loser Blätter, auf die der Kandidat seine Predigt geschrieben hatte. Er blätterte und las auch das Kapitel von der Liebe, und plauderte dann launig in seinen Bart: „Weiß Gott — da steckt was drin! Aus diesem Bäumlein wird ein Baum, nur muß ihm das Leben noch da und dort ein wildes Schoß abzwicken. Es hat uns auch gezwickt. Er soll's nicht besser haben!"

Die Weihnachtssonne schien durchs Fenster, und über den Vater, dem das lange Jahr so manchen Aerger brachte, kam als Geschenk des Himmels ein Humor, wie er ihn selten bei sich zu Gast haben konnte. Er rollte die vielen Blätter zusammen und band — weil Rot die Farbe der Liebe ist — ein rosarotes Bändelein drum. Dann schickte er einen gemütlichen alten Heimler, der leider nur die Schwäche hatte, in Anwesenheit von Respektspersonen ein bißchen zu stottern, zum Vikar. Und der Bote richtete folgendes aus: „Dä V... Va.. Vatter lössi grüeze und lössi n.. n.. nomol tanke för Euri B.. Br.. Bredig... und sisisi shg denn graad rächt gsh i dr L.. Lä.. Längi! Er hegs jo gseit gha, je ch.. chch.. chörzer desto liäber!"

Der gute Herr Vikari war anfangs ein wenig verblüfft, stutzte und sann, ob er in eine große Täubi kommen oder lachen solle. Und sieh da — er lachte; ja einen ganzen Schollen lachte er heraus; denn über Nacht hatte er seinem Erlebnis nachgedacht und war schon zur Hälfte klug geworden.

Er beschenkte den wackeren Boten und trug aus dem Weihnachtsfest eine Lehre heraus und mit ins Leben, die ihm wertvoller war als irgend ein strahlendes Festgeschenk.

Fürs erste, so sagte er sich: Gieb, wenn du je zu reden berufen bist, nur Gutes aus dir heraus, und wenn du zu armen und kummerbeschwerten Menschen reden mußt, dann soll's das Beste, nein nur das Allerbeste sein!

Für's andere: Was du mit wenig Worten sagen kannst, das ziehe nie in die Länge, und geh' immer tapfer und frisch auf die Hauptsache los, damit die Leute bald die Wurst bekommen. Der Doktor Luther hat halt doch nicht einfach in den Wind geschwatzt, als er sich selber die Mahnung gab: „Tritt keck auf, sperr 's Maul auf, hör' bald auf!"

Fürs dritte: Vergiß nie, daß bei armen Leuten der Weg durch den Magen zum Herzen geht. Wehre der leiblichen Not, bevor du die geistige in Angriff nimmst! Ein uraltes Sprichwort sagt zwar: „Ein voller Bauch studiert nicht gern", aber man sollte auch hinzufügen: „Und ein hungriger Mensch der hört nicht gern".

Und endlich: „Nimm's nicht zu schwer, wenn dir im Leben und selbst bei festlichen Angelegenheiten nicht alles wie am Schnürlein geht. Ein Tapferer steht, wenn das Schicksal ihm einmal den Schlitten verschlagen hat, rasch auf und geht zu Fuß! —

Nachdem der Herr Vikari sich selber diese Predigt gehalten hatte, kamen Freude, Friede und Liebe über ihn; denn diese kurze Predigt von heute war besser als die lange von gestern.

Wie's ihm im späteren Leben noch ergangen ist, das sei hier nicht erzählt. Nur so viel: Er ist ein leidlich guter Pfarrer geworden, die Leute hörten ihn gern; denn man rühmte ihm nach, er verstehe etwas von der großen Kunst mit wenig Worten viel zu sagen. Und habe er es mit armen Leuten zu tun, so handle er in der Regel und brauche fast keine Worte. Es sei grad als ob ihm's der liebe Gott einmal bei einer großen Angelegenheit mit feurigem Stempel in die Seele gebrannt habe: „Je chörzer desto liäber!"

Rückblick auf eine große Tat.

Erinnerungsblätter der St. Gallischen Ausstellung 1927, von Jos. Bächtiger.

In der Schweiz waren die Nachwirkungen des Krieges fühlbarer und härter als der Krieg selber. Diese Tatsache bekam vor allen der Kanton St. Gallen zu fühlen; sonst wäre es nicht dazu gekommen, daß die Stadt St. Gallen im Jahre 1927 14,000 Einwohner weniger zählte als ein gutes Dutzend Jahre zuvor.

Man mußte vor dem Wagemut der St. Galler zu Stadt und Land ehrlich Respekt haben, daß sie es wagten, ausgerechnet in dieser Zeit der Krisis, der Depression und schwerlastender Arbeitslosigkeit eine große, doppelte Ausstellung, für Landwirtschaft einerseits und das Gewerbe und die Industrie anderseits, zu veranstalten.

Genau vor 20 Jahren war ebenfalls auf der Kreuzbleiche in St. Gallen die erste kantonale landwirtschaftliche Ausstellung durchgeführt worden. Sie hatte bei weitem nicht die Ausdehnung ihrer Nachfolgerin und dauerte nicht länger als eine Woche, war aber von einem sehr guten finanziellen Erfolg begleitet. Zum vorneherein wußten die Veranstalter und Träger der zweiten Ausstellung, die kantonale landwirtschaftliche Gesellschaft und der kantonale Gewerbeverband, daß ihr Unternehmen mit ungleich schwereren Verhältnissen zu rechnen hatte, mit Schwierigkeiten und Kostensteigerungen, die den leitenden Köpfen manche schlaflose Nacht bereitet haben. Aber st. gallische Umsicht und Zähig-